Deutsch und Welsch : Schwierigkeiten der Verständigung

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **15 (1959)**

Heft 4

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-420575

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schwach gebeugt werden auch ursprüngliche Eigenschaftswörter, die ganz und gar zu Hauptwörtern geworden sind, ‚zwei Invaliden', ‚einige Blondinen'. Doch kann hiezu nicht verschwiegen werden, daß der Sprachgebrauch schwankt. Als Beispiele nenne ich: zwei Abgeordnete, ein Beamter, wenige Berufene. Die schon in der 13. Auflage festgestellte Entwicklung zur schwachen Form hin verstärkt sich auch bei den hauptwörtlich gebrauchten Eigenschaftswörtern, die man noch nicht als Hauptwörter ansprechen kann: ‚zwei Geraden (schon seltener: Gerade)', ‚wir Deutschen'.
(Fortsetzung folgt)

Deutsch und Welsch

Schwierigkeiten der Verständigung

Wie sehr deutschschweizerische und welschschweizerische Denkart von einander verschieden sind, zeigt sich wohl nirgends deutlicher als in der Behandlung sprachlicher Dinge. Der Welschschweizer legt großen Wert auf die Reinheit seiner Sprache; dem Deutschschweizer hingegen scheint es schon immer Vergnügen gemacht zu haben, die seine mit fremden Brocken zu spicken, französischen und englischen vor allem. So tragen die vielen „Tea Rooms", die in unsern Tagen zwischen Rorschach und Freiburg eröffnet werden, fast ausnahmslos fremde Namen wie „Arcula", „Chartreuse", „Elysée", „Embassy", „Mascotte", „Rendez-vous", „Sanssouci", „Select" usw. Ganz anders denkt man über solche Dinge offensichtlich in Genf. Dort soll demnächst eine jener neuzeitlichen Gaststätten namens „Mövenpick" eröffnet werden, die es bereits in Zürich, Luzern und Bern gibt. Gegen den Namen „Mövenpick" ist nun aber in der Presse der Kalvinstadt nachdrücklich Einspruch erhoben worden, weil dieses „germanisch klingende Wort" französischen Ohren weh tun müsse!

Im Welschland hält man eben streng darauf, daß das französische Sprachgebiet sein unverfälschtes Gesicht behalte, und sieht deshalb anderssprachige Auf- und Inschriften ungern. Diesseits der Saane, im deutschen Sprachgebiet, macht man sich nicht einmal im Traum solche Sorgen, sondern betrachtet — soviel sonst von

Heimatschutz die Rede ist — die Dinge der Sprache fast ausschließlich vom Gesichtspunkt der platten Nützlichkeit und sogenannten Zweckmäßigkeit aus. So zeigen etwa die Wegweiser in der Stadt Bern nicht nach Freiburg und Neuenburg, sondern nach „Fribourg“ und „Neuchâtel“; dies — wie von amtlicher Seite verlautete — mit Rücksicht auf die Fremden, die sonst vielleicht den Weg verfehlen könnten (?). Im zweisprachigen oder mehrheitlich welschen Freiburg hingegen weisen die Zeiger beispielsweise nur nach „Morat“, woraus geschlossen werden kann, daß die dortigen Straßenbehörden keine Befürchtungen hegen, es könnte deshalb jemand das deutschsprachige Murten nicht finden. Ebenfalls um die Stadt Bern herum zeigen an allen Einfallstraßen zweisprachige Wegweiser „Stadt/Ville“ nach der Innenstadt. Im Feriengebiet um den Genfer See, das von so vielen Deutschschweizern aufgesucht wird, würde man solche dem Fremdenverkehr „dienende“ Zweisprachigkeit mit Recht ablehnen. Da aller guten Dinge drei sind: das Neueste ist, daß die Berner Polizei ihre Streifewagen nur noch mit dem Schild „Police“ versieht. In der Mundartecke einer großen Berner Zeitung darüber zur Rede gestellt, ließ sie verlauten, daß das nur aus verkehrstechnischen Gründen geschehen sei und also mit „Deutsch oder Welsch“ nichts zu tun habe; insbesondere von Touristen aus Frankreich sei das Wort „Polizei“ schon mehr als einmal mißverstanden worden, während „police“ ja auch den Deutschschweizern verständlich sei! — Die Meinung, daß solche Dinge nichts mit Deutsch und Welsch zu tun hätten, ist aber verfehlt. Bei den Welschschweizern nämlich erweckt diese deutschschweizerische Art, die eigene Sprache aus Nützlichkeitserwägungen hintanzusetzen, kopfschüttelnde Verwunderung. Es sieht ja auch so aus, als ob man ihnen, den Welschschweizern, gar nichts zutraue, nicht einmal soviel, daß sie in der Schule auch etwas Deutsch gelernt hätten und daher beispielsweise wüßten, daß „ville“ auf Deutsch „Stadt“ heißt. Die tiefere Frage aber, welche sich den Welschschweizern — denen ihre Sprache soviel bedeutet — stellt, lautet etwa so: Wie sollen wir die deutschsprachigen Confédérés verstehen und achten können, wenn diese selbst sich und ihre Muttersprache nicht mehr achten?

Vielleicht noch stärker gehen welsche und deutschschweizerische Einstellung sodann auf dem Gebiet der gesprochenen Sprache auseinander. Im Welschland legt man größtes Gewicht auf ein sauber

gesprochenes Schriftfranzösisch, ohne Patoiseinschlag — in der deutschen Schweiz hingegen bedient man sich im mündlichen Verkehr fast ausschließlich der einheimischen, heimeligen Mundart. Nun wollen uns die Welschschweizer gewiß nicht in unsere Lebensgewohnheiten hineinreden, und wir könnten ihnen auch nicht folgen, wenn sie uns nahelegen wollten, allen Mundarten einfach den Abschied zu geben, wie sie es selbst getan haben. *Einem* Wunsch aber, den sie immer wieder äußern, wenn von besserer Verständigung zwischen Deutsch und Welsch die Rede ist, sollten wir vielleicht doch ernsthaft Gehör geben. Diesen Wunsch hat erst kürzlich wieder die Genfer „Tribune" in einem Artikel mit dem Titel „Eine Brücke über den Graben" wie folgt formuliert: „Wenn sie (die Confédérés) wollen, daß wir sie besser verstehen, so mögen sie doch bitte mit uns — und wenn sie mit Unsrigen in Gesellschaft sind, auch untereinander — hochdeutsch sprechen. Sie sollten sich in dieser Hinsicht an den Tessinern ein Beispiel nehmen, die es, obwohl sie ebenso an ihrem Dialekt hangen, als unhöflich betrachten, vor jemandem Mundart zu sprechen, der sie nicht versteht; sie (die Tessiner) gehen in solchen Fällen sofort zum Schrift-italienischen über."

Zum Schluß ein Punkt, in dem um des guten Einvernehmens willen eine deutschschweizerische Bitte an die Eidgenossen französischer Zunge zu richten wäre. Seit altem gilt die Saane als die Linie, wo die beiden Sprachen, die deutsche und die französische, zusammentreffen, und sie ist es bis heute geblieben; sie entspringt im deutschbernischen Saanenland, durchfließt dann das welsche Greyerzer Ländchen, bespült die Felsen, auf denen sich die zweisprachige Stadt Freiburg im Üchtland erhebt und kehrt kurz danach ins deutschsprachige Bernbiet zurück, wo sie sich in die Aare ergießt. Wir Deutschschweizer sind deshalb für die Romands „ceux d'outre-Sarine". Neuestens kann man nun aber statt dessen in welschschweizerischen Zeitungen lesen: „ceux d'outre-Singine". Das aber ist etwas ganz anderes; denn zwischen der Sense und der Saane liegt der zwar freiburgische, aber rein deutschsprachige Sensebezirk. Das schmeckt ein bißchen nach jenem „Sprachimperialismus", der die Pflöcke gerne nach vorne schieben möchte. Der Ausdruck „d'outre-Singine" sollte also nicht geläufig werden, denn er könnte ungute Begehrlichkeiten wecken, indem er im Welschland die falsche Vorstellung verbreitet, daß das Gebiet

zwischen Sense und Saane französischer Zunge sei oder doch „von Rechts wegen“ sein sollte....

Wie aus diesen nicht alltäglichen Betrachtungen ersichtlich ist, setzt ein gutes Einvernehmen zwischen Deutsch und Welsch auf sprachlichem Gebiet zweierlei voraus: Selbstachtung und Achtung vor dem andern. Deutsche Schweiz und welsche Schweiz könnten da — gewissermaßen übers Kreuz — manches von einander lernen.

ahb

Die zehn Zeichen des Satzes

Von Hans Rychener

Manches, was das gesprochene Wort belebt, fehlt dem geschriebenen: Lautstärke, Tonfall, Sprechpausen, Gebärden. Ein für das Verständnis notwendiges Minimum davon wird durch die Satzzeichen wettgemacht. Diese „geschriebenen Gebärden“ schaffen Ordnung, Gliederung, Übersicht. Sie dienen aber auch der feineren Schattierung des Gedankens; deshalb läßt uns ihre Anwendung eine gewisse Freiheit. Sonst werden die Satzzeichen, die wie die Wortarten ihre besonderen Aufgaben erfüllen, nach Regeln gesetzt. Doch sind diese stets nur Hilfsmittel und wollen sinnvoll angewendet sein. Sture, gedankenlose Anwendung von Regeln ist — nicht nur bei der Interpunktion — ein Zeichen geistiger Unfreiheit.

1. Der Wortabschneider .

Der herrische Punkt dringt auf Kürze. Nach ihm richten sich alle übrigen Satzzeichen. Er entscheidet über unser Satzmaß. Wiederholte kurze Sätze wirken abgehackt. Grundlos lange aber ermüden und verwirren.

2. Der Laufbursche ,

Er hat eine gegensätzliche Doppelaufgabe zu erfüllen: trennen und verbinden. Das leichtfüßige Kind der Vernunft (wohl deshalb stehen so viele auf Kriegsfuß mit ihm) ist in gewissem Sinn der Antipode des Punktes. Es ist das meistbeschäftigte Satzzeichen, spielt scheinbar eine neben- oder untergeordnete Rolle, darf aber nicht unterschätzt werden. Als unselbständiges Zeichen hat und macht es am meisten Mühe. Da es die Fugen des Satzgebäudes anzeigt, hat es viel mit der Satzlehre zu tun; doch keine Angst, hier nur eine Faustregel:

> In jedem konjugierten Zeitwort wohnt ein eigener Gedanke;
> darum setze stets zwischen zwei Verben die Komma-Schranke!
> Als der Bauer den Birnbaum *schüttelte, fiel* ein Knabe herab.
> Der Bengel *kam, sah, rannte.*